

Ein unbekannter Bericht von Wilhelm Kotzebue über die Unruhen 1848 in der Moldau

Von KLAUS-HENNING SCHROEDER (Berlin)

Die Bukarester Akademie wählte im Jahre 1884 *Wilhelm von Kotzebue* zu ihrem einundvierzigsten Ehrenmitglied, eine ungewöhnliche Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller. Verschiedene Gründe — persönliche Beziehungen, politische Erwägungen — mögen zu der Wahl beigetragen haben, nicht zuletzt aber fanden auch seine Publikationen ihre Würdigung. In Rumänien war und ist *Wilhelm Kotzebue* recht bekannt, zum Beispiel enthält noch das neueste Konversationslexikon einige Bemerkungen über ihn. Zahlreich sind die Arbeiten, die in Rumänien über den Schriftsteller erschienen und zu deren Verfassern Wissenschaftler wie *N. Cartoian* oder *N. Iorga* gehören.

In Deutschland dagegen sucht man heute vergeblich einen Hinweis auf diesen Sohn des Dramatikers *August Kotzebue*, obwohl *K. K. Klein* in seinem Buch „Rumänisch-deutsche Literaturbeziehungen“, Heidelberg 1929, darauf aufmerksam gemacht hatte, daß *Wilhelm Kotzebue* in Deutschland eine Art „Rumäniendichtung“ einleitete. Bis jetzt gibt es keine einzige deutsche Arbeit über den Schriftsteller. Und *Kotzebues* Werke sind hierzulande fast verschollen. Von seinem wichtigsten Buch über Rumänien („Aus der Moldau. Bilder und Skizzen“, Leipzig 1860) fand ich nur noch ein Exemplar in der Bibliothek des Britischen Museums, London, ein zweites in der Bibliothek der Rumänischen Akademie, Bukarest. In deutschen Bibliotheken ist das Buch offensichtlich nicht mehr vorhanden.

Wilhelm Kotzebue war kein bedeutender Schriftsteller, aber doch ein nicht unwichtiger Vermittler zwischen Rumänien und Deutschland. Es ist an der Zeit, seine Arbeiten, soweit sie Rumänien betreffen, in Deutschland vor dem völligen Vergessen zu bewahren. In den Städten und Dörfern der Moldau habe ich deshalb versucht, die Spuren *Kotzebues* zu finden, und von den oben erwähnten Bildern und Skizzen aus der Moldau habe ich eine Neuausgabe vorbereitet, zusammen mit einer Monographie und umfassenden Bibliographie. Da ich jedoch nicht weiß, ob und wann sich ein Verlag für die Arbeit interessieren wird, möchte ich an dieser Stelle zunächst ein unveröffentlichtes und unbekanntes Manuskript von *Kotzebue* herausgeben, das ich in der Handschriften-

abteilung der Bukarester Akademie fand. Zuvor aber sind einige Bemerkungen über den Autor nötig, weil die bisherigen Publikationen über ihn zahlreiche Fehler enthalten und er meistens mit anderen Trägern des Namens *Kotzebue* verwechselt wird.

Wilhelm Kotzebue (gesprochen: *kótsebu*) wurde nach gregorianischem Kalender am 19. März 1813 in Reval geboren. Er trat in den russischen diplomatischen Dienst und wurde 1838 Attaché beim Generalgouverneur in Kiew. 1840 erhielt er den Posten eines Sekretärs an der russischen Gesandtschaft in Karlsruhe. 1847 ließ er sich vom diplomatischen Dienst beurlauben und zog in die Moldau, um dort die Besitzungen seiner Frau zu verwalten, der moldauischen Bojarentochter *Aspasia Cantacuzino*, die er 1839 geheiratet hatte.

Die rumänischen Fürstentümer Moldau und Walachei standen noch unter türkischer Oberhoheit; da jedoch Rußland den Schutz aller Christen im Osmanischen Reich übernommen hatte, waren der russische Generalkonsul in Bukarest und der Konsul in Iaşi die einflußreichsten fremden Diplomaten im Lande, mächtiger manchmal als die rumänischen Fürsten selbst. Russischer Konsul in der moldauischen Hauptstadt Iaşi aber war von 1838 bis 1847 *Karl Kotzebue*, ein älterer Bruder *Wilhelms*, und dies hat stets dazu beigetragen, beide Brüder zu verwechseln und *Wilhelm* die Taten seines Bruders zuzuschreiben. Noch in dem anfangs erwähnten rumänischen Konversationslexikon wird *Wilhelm* als russischer Konsul in Iaşi bezeichnet. Darum muß betont werden, daß *Wilhelm Kotzebue* in Rumänien niemals diplomatische Ämter übernahm — er war Gutsbesitzer, nichts anderes.

Kotzebue wohnte zunächst mit seiner Familie als Gast von *Léon Cantacuzino* auf dem Gut Bălăteşti, dem heutigen Kurort am Rande der Karpaten. Im Herbst 1848 zog er in die nahe gelegene kleine Stadt Tîrgu-Neamţ. 1853 erwarb er südlich der Stadt Roman das Gut Băluşeşti (damals genannt: Băluşeşti Boiereşti), zu dem auch Ländereien des Dorfes Icuşeşti gehörten.¹⁾ Dokumente beweisen, daß sich *Kotzebue* ähnlichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten gegenüber sah wie viele andere Bojaren, und vielleicht veranlaßten diese Schwierigkeiten ihn, um 1880 seinen Grundbesitz in der Moldau zu verkaufen.

Anfang 1857 nahm er seine diplomatische Tätigkeit an der russischen Gesandtschaft in Karlsruhe wieder auf. Von 1869 bis 1878 war er Gesandter in Dresden, 1878/1879 in Bern. Im Oktober 1879 trat er in den Ruhestand und wählte Dresden als Wohnort; im Mai 1881 zog er sich auf sein Gut Orrenhof in Estland zurück. Am 5. November 1887 starb er in Reval.

¹⁾ N. Gr. Steţcu, Note despre Wilhelm de Kotzebue [Notizen über W. v. K.]. In: *Apostolul* VIII, Nr. 6—7, Piatra-Neamţ 1942, S. 51—55. (Laut mündlicher Mitteilung des Verf.s enthält die für den Ankauf des Gutes genannte Jahreszahl 1851 einen Druckfehler: richtig ist 1853).

Die zehn Jahre, die *Kotzebue* in der Moldau verbrachte, gaben ihm Gelegenheit, das Land und vor allem dessen Bewohner genau kennenzulernen — vom leibeigenen Zigeuner und dem zu Frondienst gezwungenen Bauern bis zum Großbojaren. Durch die Familie *Cantacuzino* erhielt er Kontakt zu dem Kreis junger Bojaren, die das kulturelle und politische Leben des Landes in den vierziger und fünfziger Jahren entscheidend beeinflussten. Um nur die wichtigsten Namen zu nennen: *Kotzebue* besaß gute Beziehungen zu *Mihail Kogălniceanu* und nannte *Vasile Alecsandri* und *Alecu Russo* seine Freunde. Er gehörte zu ihrer Generation, sprach französisch wie sie, und mancher der jungen Rumänen mag vergessen haben, daß er in *Wilhelm Kotzebue* den Bruder des verhaßten russischen Konsuls vor sich hatte. Tanzte *Kotzebue* doch — wie er in dem folgenden Manuskript selbst erzählt — mit ihnen die „Hora Unirii“, das von *Alecsandri* geschriebene Lied, in dem die Vereinigung der Fürstentümer Moldau und Walachei gefordert wurde. In Zusammenhang mit der literarischen Tätigkeit der jungen Moldauer müssen auch *Kotzebues* Publikationen der zehn Jahre gesehen werden. Er erfuhr von dieser Seite manche Anregung, und die Manuskripte von „Laskar Vioresku“ und „Aus der Moldau“ gab er *Kogălniceanu* zur Begutachtung, bevor sie veröffentlicht wurden.

Eine erste Arbeit über die Moldau entstand schon im Sommer 1840, als *Kotzebue* die Güter der *Cantacuzino* besuchte, ein „Fragment von einer Reise in die moldauischen Karpaten“. Es ist ein kurzer Bericht über einen Ritt ins Gebirge, auf rumänisch veröffentlicht in dem von *Kogălniceanu* herausgegebenen „Almanahul de învățătură și petrecere“, 1841.²⁾ Wahrscheinlich wurde die Übersetzung direkt nach *Kotzebues* Manuskript angefertigt, denn eine deutsche Ausgabe konnte bisher nicht gefunden werden.

Während der Schriftsteller in Bălușești lebte, beendete er drei Bücher, die allerdings nicht in der Reihenfolge ihres Entstehens erschienen. Aus der Korrespondenz mit *Kogălniceanu* ist zu schließen, daß zunächst eine Erzählung entstand, die erst mehrere Jahre später veröffentlicht wurde: „Laskar Vioresku. Ein moldauisches Genrebild von W. v. K.“, Leipzig 1863 (307 Seiten). Es ist die Geschichte eines jungen Bojarensohns, der nach einigen Studienjahren im Ausland in die Moldau zurückkehrt und dem sein, ohnehin stark verschuldeter Gutsbesitz von den Vormündern streitig gemacht wird. In dieser Erzählung um Habgier, Intrige und Liebe stellt der Autor die verschiedensten Typen der moldauischen Gesellschaft um 1850 vor. Seine Zeichnungen sind knapp, manchmal allzu knapp (besonders wenn es um die Bauern

²⁾ Neu veröffentlicht von C. Turcu, Un călător german, acum un veac, prin județul Neamț: Wilhelm de Kotzebue. [Ein deutscher Reisender im vorigen Jahrhundert im Kreis Neamț]. In: *Anuarul liceului „Petru-Rares“, pe anii 1936—1940*, Piatra-Neamț 1942.

geht), und die Grenzen seiner Fähigkeiten als Schriftsteller werden deutlich. Trotzdem ist manches Bild gelungen, am besten vielleicht das des schlichten alten Kleinbojaren, der den Intrigen der neuen Zeit nicht gewachsen ist. Nicht ohne Reiz ist die Schilderung der Landschaft oder der Bojarensitze. Und wenn *Kotzebue* manche Mißstände — vor allem im Gerichtswesen — andeutet, so ist seine Beschreibung gewiß authentisch.

Um eigene Erlebnisse geht es auch in fünf kürzeren Erzählungen: „Aus der Moldau. Bilder und Skizzen von W. v. K.“, Leipzig 1860 (140 Seiten). *Kotzebue* hält es sogar für nötig, zwei Ortschaften Pseudonyme zu geben: einmal bei der Schilderung der Zustände im Nonnenkloster Văratec (das er „Tomnatika“ nennt), außerdem in der „moldauischen Dorfgeschichte“, die in dem Dorf Brăteşti (heute: „Ion Creangă“) spielt, das seinem Gut Băluşeşti benachbart war und von ihm mit dem Pseudonym „Padurika“ versehen wird. Diese Dorfgeschichte ist übrigens am wenigsten gelungen, weil der Autor von Mord und Totschlag im Dorf erzählen und zugleich ausführlich die Bauernsitten beschreiben will, so daß als Ergebnis ein seltsames Konglomerat entstand. Abgerundeter und nicht nur von historischem Interesse sind dagegen die Berichte über den Eliasmarkt in Fălticeni und über das Bad Slănic-Moldova im Jahre 1856.

Bekannter als die bisher genannten Arbeiten wurden *Kotzebues* Übersetzungen rumänischer Lyrik, die er im Oktober 1856 beendete und unter folgendem Titel herausgab: „Rumänische Volkspoesie, gesammelt und geordnet von B. Alecsandri, deutsch von W. v. Kotzebue“, Berlin 1857. Der kleine Band enthält in erster Linie Nachdichtungen rumänischer Volkslyrik von *Alecsandri*, außerdem aber auch — und insofern trifft der Titel nicht ganz zu — Gedichte von *C. Conachi*, *G. Sion*, *D. Bolintineanu*, *C. Negri*, *C. Negruzzi* und *G. Creţeanu*. Daß damit zum ersten Mal rumänische Lyrik in deutscher Sprache erschien, wie *Kotzebue* in seiner Einleitung meint, ist ein Irrtum. *Josef Marlin* hatte schon 1846/1847 zwölf Volkslieder in einer österreichischen Zeitschrift herausgegeben, und in Siebenbürgen veröffentlichten *Johann Karl Schuller* und *Samuel Möckesch* ebenfalls solche Übersetzungen. Aber *Kotzebue* war der erste, der in Deutschland einen Band mit rumänischen Dichtungen publizierte.

Nachdem *Wilhelm Kotzebue* 1857 die Moldau verlassen hatte, in die er nur besuchsweise zurückkehrte, nahm er in seinen Veröffentlichungen nie wieder rumänische Themen auf. Es mag daran gelegen haben, daß er in der Moldau manche persönliche Enttäuschung erlebte, doch darüber kennen wir nur Andeutungen. Über seine späteren Werke möchte ich hier schweigen, denn sie sind weder sprachlich noch inhaltlich von Interesse. Es ist eine Standesliteratur, in der es fast nur um Probleme oder Pseudoprobleme des deutschen Adels geht. *Kotzebues*

Schwächen, die in den früheren Arbeiten schon erkennbar waren, verstärkten sich mehr und mehr — seine Vorliebe für die abgegriffensten Redensarten, sein oft ungeschickter, papierner und manchmal geschmackloser Stil, sein einseitiges Urteil. Der letzte Roman, „Baron Fritz Reckensteg“, 2 Bde., Leipzig 1885, enthält viel unfreiwillige Komik.

Die persönlichen Kontakte zu seinem rumänischen Freundeskreis brach *Kotzebue* auch in den folgenden Jahrzehnten nicht ab, und *Alecsandri* zum Beispiel besuchte ihn 1872 in Dresden. Leider ist der Briefwechsel dieser Jahre nur zum geringen Teil erhalten. Einer der wenigen bekannten Briefe von *Kotzebue* aber soll hier in deutscher Übersetzung veröffentlicht werden³⁾, da er Auskunft über die Beziehungen zwischen *Kotzebue* und *Alecsandri* gibt, noch mehr aber, weil *Kotzebue* hier deutlicher spricht als in seinen Publikationen, in denen er stets der zurückhaltende russische Diplomat blieb. *Kotzebue* bedankte sich im Jahre 1874 dafür, daß *Alecsandri* ihm seine Komödie „Boierii și ciocoi“ mit einer persönlichen Widmung nach Dresden geschickt hatte:

Lieber Monsieur *Alecsandri* — ich werde sagen, lieber *Freund*, da Ihre Sendung auf der Vorderseite das Wort „souvenir amical“ trägt — ich habe mich gefreut, daß Sie aus Anlaß der Veröffentlichung Ihres letzten dramatischen Werkes an mich gedacht haben. Ich fand es auf meinem Tisch, als ich von einer Reise zurückkam, und ich habe es buchstäblich verschlungen, trotz der Schwierigkeiten, die mir anfänglich die neue Orthographie machte. Sie können wahrhaftig sagen, daß Sie im Rahmen dieser fünf Akte der rumänischen Nachwelt das getreue Abbild einer Zeit überlassen haben, die zum großen Glück nicht mehr existiert. Ich habe diese Zeit gekannt, ich habe die arme, teure Moldau gesehen, ausgeliefert der Willkür einer kleinen Gruppe von Leuten — je weiter ich in meiner Lektüre kam, desto mehr überwältigten mich die Erinnerungen, bis sie mir fast den Atem nahmen — ich sah wieder einen armen Bauern, der seinen auf der Straße von Ocna verendeten Ochsen beweinte, ich erinnerte mich der tiefen Entrüstung, die ich angesichts dieser Szene empfand. Übrigens ist Ihre Komödie nicht nur ein Bild der Vergangenheit — sie muß gleichzeitig einen starken Einfluß auf die Gegenwart ausüben: man versichert mir, daß es hier und da noch Beamte gibt, empfänglich für die kleinen Geschenke, die die Freundschaft erhalten und die Binde fester ziehen, mit denen die Augen der Justitia bedeckt sind. Falls das wahr ist, werden diese Herren sich ein bißchen geniert fühlen bei der Verwirklichung ihrer Spekulationen, und an der Arbeit, die geschieht, um das Ubel auszurotten, werden Sie Ihren Teil gehabt haben. Denken Sie an Molière, lieber *Freund*, und machen Sie so weiter, — halten Sie denen, die Grimassen schneiden, einen Spiegel vors Gesicht.

Ich sende meinen Brief aufs geratewohl nach Iași — die Post muß wissen, wo Sie sind.

³⁾ Im französischen Original veröffentlicht von C. G a n e , „Boierii și Ciocoi“ lui *Alecsandri*, cu prilejul unor scrisori inedite dela *Kotzebue* și *Kogălniceanu*. [„Boierii și Ciocoi“ von *Alecsandri* im Zusammenhang mit unveröffentlichten Briefen von *Kotzebue* und *Kogălniceanu*]. In: *Arhiva românească* V, București 1940. Ein anderer Brief *Kotzebues* an *Alecsandri* wurde publiziert von E. R ă d u l e s c u - P o g o n e a n u , *Vasile Alecsandri și Wilhelm de Kotzebue*. In: *Arhiva românească* VIII, București 1942.

Die Augen meiner Frau machen mir die größten Sorgen: seit dem letzten Winter nimmt ihre Sehkraft ab. Jeder hat sein Kreuz zu tragen auf dieser Welt.

Ich drücke Ihnen inniglich und herzlich die Hand, lieber Freund.

Dresden, den 19. Juni 1874.

Kotzebue

Überrascht war *Kotzebue*, als er einige Jahre später erfuhr, daß nicht nur die Rumänen seiner Generation ihn kannten und schätzten. *Titu Maiorescu* nämlich, Repräsentant der jüngeren Generation, fragte Anfang 1882 in Dresden an, ob er „Aus der Moldau“ und „Laskar Vioresku“ in rumänischer Übersetzung herausgeben dürfe. Erfreut stimmte *Kotzebue* zu. In der Übersetzung von *Ana Maiorescu* erschien dann „Aus der Moldau“ in den Jahrgängen 1882, 1883 und 1884 der Zeitschrift „Convorbiri literare“; 1884 und 1886 folgten Buchausgaben. In derselben Zeitschrift wurde 1887/1888, ebenfalls von *Ana Maiorescu* übertragen, der „Laskar Vioresku“ veröffentlicht. Als Buch kam er 1892 heraus. In die achtziger Jahre fiel auch die Wahl *Kotzebues* zum Ehrenmitglied der Rumänischen Akademie. Diese Ereignisse sind zum Teil aus der politischen Entwicklung zu erklären. Da es für fruchtbare französisch-rumänische Kontakte mehr als genug Beweise gab, hatte das 1866 eingesetzte Hohenzollern-Regime Beispiele fruchtbarer deutsch-rumänischer Beziehungen sehr nötig. Hierfür schien *Kotzebues* Werk geeignet. Das große Lob, das *Maiorescu* 1882 in seinem Artikel „Literatura română și străinătatea“ und 1887 in dem Nachruf „Intru amintirea lui Wilhelm de Kotzebue“ über den deutschen Schriftsteller aussprach, war also keineswegs unparteiisch.

Wichtiger als *Maiorescus* Worte über *Kotzebue* ist die Tatsache, daß die Übersetzungen der beiden Werke 1920 in Iași — in einer anderen politischen Situation — neu in Buchform publiziert wurden. Kein geringerer als *Mihail Sadoveanu* schrieb das Vorwort zum „Laskar Viorescu“, kein geringerer als *Gala Galaction* die einleitenden Worte zu „Din Moldova. Tablouri și schițe din 1850“. Hier ein bemerkenswertes Zitat aus dem Vorwort von *Sadoveanu*:

„Viele Fremde sind durch unser Land gereist und haben sich über uns geäußert. Kein einziger ist so gut in unser Wesen eingedrungen wie *Kotzebue*; niemand hat so klar gesehen und so richtig geurteilt. Ich habe in seinen Blättern Einzelheiten über unser Leben und Charakterisierungen gefunden, die mich verblüfften. Ja auch unter den Rumänen, die über ihr Volk gesprochen haben, sind wenige, die *Kotzebue* erreichten.“

Hinzufügen muß man allerdings, daß die rumänische Fassung der Werke *Kotzebues* recht gelungen ist und daß manche sprachliche Ungeschicklichkeit durch die Übersetzung gemildert wurde.

Wenden wir uns nun dem unbekanntem Manuskript *Kotzebues* zu. Wie schon gesagt, vermied er in seinen späteren Arbeiten rumänische Themen. Dieses Manuskript macht eine Ausnahme. Da aber der Autor

zweimal die direkte Anrede verwendet, war es vielleicht in der vorliegenden Form nicht zur Veröffentlichung bestimmt und an einen rumänischen Bekannten persönlich gerichtet. Gar nicht ausgeschlossen ist, daß es *Maiorescu* war, der *Kotzebue* gebeten hatte, seine Erinnerungen an das Jahr 1848 niederzuschreiben. Das Manuskript entstand nach 1882, also in den letzten Lebensjahren *Kotzebues*. 1925 kam es in den Besitz der Bukarester Akademie (Ms. germ. 107). Es ist in deutscher Schrift abgefaßt. Mit anderer Handschrift sind am Rande an den betreffenden Stellen die Namen „Balzatesti“, „Léon Cantacuzène“, „Georges Cantacuzène“, „Marie Cantacuzène“ notiert. Auf dem Umschlag steht der Bibliotheksvermerk, daß es sich anscheinend nicht um einen Autograph *Kotzebues* handle, doch ist diese Frage hier unerheblich. Orthographie und Interpunktion habe ich etwas geändert.

W. v. *Kotzebue*

Aus meinen Erlebnissen in der Moldau im Jahre 1848

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus

Im Jahre 1847 sah ich mich gezwungen, dem diplomatischen Dienst ade zu sagen, um dem in der Moldau gelegenen Vermögen meiner Frau aus der Lage zu helfen, in die Arendatoren⁴⁾ und sonstige Verhältnisse es hatten geraten lassen. Ich dachte, nach etwa drei Jahren meine unterbrochene Laufbahn wieder zu beginnen; aus den drei wurden aber, beiläufig gesagt, zehn. Im August des genannten Jahres trug mich ein Dampfschiff die Donau hinunter; die Wanzen der Kajüte bemühten sich eifrig, mich vorzubereiten für manches Peinliche, das mir bevorstand, hatten aber das Gute, daß sie mich auf das Verdeck hinauftrieben, wo ich in mondheller Nacht die düstere Poesie der ungarischen Pußta mit vollen Zügen genießen konnte. In Galatz ging ich ans Land und befand mich in der Moldau. Noch zwei martervolle Tagereisen, und das Gut B. [Bălăteşti] war erreicht, wo ich vorläufig mit meiner Familie residieren sollte. B. liegt halb in den waldbewachsenen Karpaten, halb am Fuße des Gebirges bis in die Ebene hinaus. In dem Hauptgebäude lebte damals einer meiner Schwäger [Léon Cantacuzino] mit einer zahlreichen Familie nebst Kinderwärterinnen, Gouvernante, Hauslehrer und dem Hausarzt Dr. Frömel, einem Sachsen, dem wir noch später begegnen werden. Waren aber viel Menschen in dem nicht sehr kapitelfesten Hause, so wälzten sich noch mehr Hunde in den Zimmern und auf den Sofas herum, teils der Jagd beflissene, teils sonstige unnütze Köter. Die eine Seite des Hofes nahm ein langes Gebäude

⁴⁾ Pächter. Rumänisch *arendas*.

ein mit der Küche und den Gelassen für die Dienerschaft, mit welcher die Zahl der Bewohner des Bojarensitzes auf 84 stieg. Den Hintergrund schloß der Stall. An der letzten freien Seite endlich befand sich ein leidlich bequemes Haus, das man mir und den Meinigen eingeräumt hatte. Die ganze Niederlassung nahm sich mit seiner [sic] ununterbrochen hin und her rennenden Bevölkerung aus wie ein aufgestörter Ameisenhaufen, mit dem Unterschied, daß bei den unschuldigen Tieren weder Kindergeschrei noch Hundegebell den Nerven wehtun.

Ein zweiter meiner Schwäger [*Gheorghe Cantacuzino*] lebte tief im Gebirge auf einem anderen Gute [Hangu] und war mittels einer beschwerlichen Reise bergauf bergab in fünf Stunden zu erreichen. Die Zustände in seinem Hause waren bedeutend geregelter, obgleich das Abenteuerliche in der täglichen Existenz auch dort wenig zu wünschen übrig ließ.

Und in dieses Treiben voll der überraschenden Episoden geriet ich hinein mit meinen europäischen Gewohnheiten der Ruhe und des gleichmäßigen Tageslaufs. Ganz fest abgemacht war nie etwas — ich habe im Anfange viele Stunden mit Warten verloren, wenn zum Beispiel eine gemeinschaftliche Fahrt unternommen werden sollte; die Pferde wurden angespannt und standen mit gesenkten Köpfen lange vor der Tür, bis sie endlich wieder ausgespannt wurden, weil es unterdes zu spät geworden war. Und erst die Schwierigkeiten in der Wirtschaft! Jede eßbare Kleinigkeit mußte aus einem nahen Städtchen [Tîrgu-Neamţ] gebracht werden — aber niemand wußte, wann die Boten abgehen sollten und ob sie nicht viel weiter mit einem Phantasie-Auftrag reiten oder fahren mußten, so daß die Sorge um das tägliche Brot bei anderweitigem Überfluß uns nicht selten hart bedrängt hat. So war es in allen Zweigen des Haushalts: in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten vom Walde fehlte sehr oft das Brennholz; kam eine Fuhre, so wollte jeder sie haben und nahm bei einem Fehlschlagen seines gerechtfertigten Strebens seine Zuflucht zu den Zäunen und sogar zu den Gebäuden, die denn auch anfangen, bedenkliche Lücken zu zeigen.

Ich hörte bald auf, mich über solche Dinge zu ärgern — ja, noch mehr — grade das Abenteuerliche und Unvorhergesehene in der Existenz gewann allmählich meine Sympathie, was ich mir in meinem jetzigen Alter kaum zu erklären vermag. Ich denke, es war die vollkommene äußere Freiheit, die mich anzog; wir waren alle im strengsten Sinne des Wortes unsere eigenen Herren; von einem Regierungsbeamten, der uns inkommodiert hätte, war nie die Rede, zeigte sich einer nicht in den devotesten Formen, so wurde er mit der rücksichtslosesten Willkür behandelt und gelegentlich auch zur Tür hinausgeworfen. Die Bojaren waren eine Macht, die Minister in Jassy waren ihre Vetter und lieben Oheime. Ich habe selbst als Gutsbesitzer das

Gefühl mit Wohlbehagen genossen, unbeschränkter Herrscher auf meiner Scholle zu sein.

Der Herbst und der Winter wurden auf dem Lande zugebracht. An Zerstreung fehlte es nicht. Die aufregendsten Jagden im Hochgebirge, von denen ich Ihnen keine Jäger-Geschichten erzählen will, waren unser Hauptvergnügen, aber auch im Hause gewährten die zahlreichen Glieder der Familie und die häufigen Besuche von Verwandten und Freunden viel Geselligkeit, bisweilen nur zu viel; an manchen Tagen hörte das Heulen und Peitschenknallen der reitenden Rosselenker von früh bis spät nicht auf, wobei die Hunde natürlich nie ihre Pflicht versäumten, jeden ankommenden Wagen mit einem heillosen Spektakel zu empfangen. Die Moldauer sind ein leichtlebigen, liebenswürdiges Volk, und ich befand mich wohl unter ihnen.

So ging es bis in den März 1848, wo die Stimmung mit einem Schlage eine andere wurde. Schon die schnell aufeinanderfolgenden Nachrichten aus Paris hatten auf meine männlichen Hausgenossen einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht; kam Besuch, so sprach man nur von dem Sturz Ludwig Philipps und den Folgen der großen Begebenheit; Leute, die sonst ihre Vorliebe für die Reize der *cafés chantants* offen zur Schau getragen, wurden ernst und sogar einsilbig; die Gespräche wurden weniger laut. Als aber der neue Geist den Rhein überschritten, da bemächtigte sich der Herren eine Aufregung, die mit dem früheren lärmenden Wesen nichts gemein hatte. Ein Jeder fühlte, daß auch seine Heimat eines drastisch wirkenden *purgans* bedurfte, um von den offenkundigen, schreienden Mißbräuchen gereinigt zu werden, welche bisher als selbstverständlich geduldet worden waren. Daß man keinen Prozeß gewinnen konnte, ohne einem Teil der Richter ihr Gewissen abzuhandeln, war mit Nennung der Namen allgemein bekannt, ebenso daß in allen Regierungszweigen rohe Willkür herrschte. „Wir sind die Privilegierten, uns geschieht nichts zuleide“, hatten die Bojaren gesagt und die Dinge ihren zweifelhaft sauberen Weg weiter gehen lassen. — Wie anders war das geworden, als ich im Jahre 1881 — zum letzten Mal! — den Boden der Moldau wieder betrat. Es galt den Verkauf eines Guts, und das Geschäft, das vor dreißig Jahren Wochen in Anspruch genommen und die verschiedensten kleinen Nebenausgaben verlangt hätte, war mit der größten Leichtigkeit in vier Tagen beendet. Kein subalterner Beamter liebäugelte mit dem Portemonnaie, das sich nur für die gesetzlichen Sporteln⁵⁾ zu öffnen brauchte! — Das Jahr 1848 hatte gewaltsam an dem durch lange eingewurzelte Mißbräuche errichteten System des Rechtsbewußtseins gerüttelt, und schon damals legten die mit schnellem Auffassungsvermögen begabten Rumänen die Grundlage zu ihrer später in so überraschend kurzer Zeit emporgeblühten morali-

⁵⁾ Sporteln: Gebühren für Amtshandlungen.

schen und politischen Erziehung. Was damals in — ich möchte fast sagen kindlichen, aber darum nicht weniger rührenden Äußerungen hervortrat, ist seitdem zur ernst denkenden Vaterlandsliebe geworden.

Diejenigen unter ihnen, die in dem stürmischen Jahre 48 schon das Mannes- oder wenigstens Jünglingsalter erreicht hatten, werden nie vergessen, daß auch sie mächtig ergriffen wurden von der allgemeinen Bewegung, ob sie nun für oder gegen die neue Strömung zu stimmen geneigt waren, — kaltblütig konnte keiner dabei bleiben. Wie belebend mußte dieselbe auf den gebildeten Teil der Rumänen wirken, die mit heißem Blute begabt, nur in ihrer verschwindenden Minderzahl bis dahin von einem Volksbewußtsein geträumt hatten und nun gleichsam erwachten aus der Betäubung einer frivolen Existenz. Ich gedenke in Momenten, wo die Seele liebe, wehmütige Rückerinnerungen aufsucht, mit besonderer Freude der Stunden, wo ich mit den Angesehensten des Landes die *Hora Unirii* getanzt habe, — die meisten liegen unter dem Rasen; ihre Namen leben ohne Zweifel fort im Gedächtnis ihrer Nachkommen; sie waren in ihrer grauköpfigen Kindheit die unbewußten Verkünder einer schönen Zukunft.

Nach diesen Worten erwarten Sie vielleicht erschütternde Begebenheiten, einen Freiheitskampf mit allen möglichen und unmöglichen Heldentaten. Aber — auch wenn ich die Geschichte jener Tage schreiben wollte, würde meine Feder sich nicht in Schilderungen von Kämpfen und Siegen ergehen können — die Aufregung nahm ein tragikomisches Ende, die damals in politischer Hinsicht noch nicht der Unreife entwachsenen Leute hatten kein Talent für die Organisation eines bewaffneten Aufstandes — und wären auch unfehlbar bei einem Versuch von dem eigentlichen Volk ausgelacht worden. Meine persönlichen Berührungen mit der Bewegung aber gestatten nicht einmal den Gebrauch des Wörtchens „tragisch“, sie können nichts als Heiterkeit erwarten und höchstens als Lustspielstoff verwertet werden unter dem Titel: „*un orage dans un verre d'eau*“.

In wunderbarer Pracht war der Mai ins Land gezogen, in B. aber hatte man keinen Sinn dafür. Meine Schwäger kamen häufig zusammen und sprachen mit ernsten Mienen von der Reorganisation der Moldau. Dr. Frömel sah man wenig, hörte ihn aber umso besser: mit glühenden Wangen stürmte er in seinem Zimmer auf und nieder und spielte dabei ohne Unterbrechung die Violine. Meinen geringen musikalischen Anlagen zum Trotz kenne ich seitdem den Karneval von Venedig auswendig. Besuche kamen und gingen bald wieder — wie ich später erfuhr, um Verbindungen in weiterer Entfernung anzuknüpfen. Es war mir, als hielte man mich nicht für reif genug, um den Zusammenkünften beizuwohnen, und ich fragte endlich in der harmlosesten Weise, was denn eigentlich im Werke sei. „Du wirst es bald erfahren“, klang die Antwort, „künftigen Freitag versammeln sich einige unsrer jungen

Leute bei uns, und du kannst Platz nehmen in unserem Kreise.“ Das klang so geheimnisvoll, daß meine Neugier erwachte. Warten wir bis Freitag.

In Rumänien war damals die Pünktlichkeit keine allgemeine Tugend; an dem genannten Tage kamen jedoch wirklich in kurzen Zwischenräumen elf Equipagen mit je einem oder zwei Insassen. Unwillkürlich mußte ich daran denken, womit wohl, bei unsrer oft mangelhaften Verproviantierung, die vielen Herrn beköstigt werden würden, und besonders taten mir die Pferde leid, deren von keiner politischen Aufregung beeinträchtigter Appetit nicht auf die noch nicht eingeheimste Heuernte warten konnte. Das war aber nicht meine Sache — tief Ernstes, höchst Wichtiges stand mir bevor. Ich trat ins Haus. In einem der geräumigsten Zimmer saßen und standen siebzehn zum Teil sehr junge Herrn. Tabaksrauch füllte den Raum, in dessen Mitte sich der trostreiche Anblick eines gewaltigen Stückes Käse darbot, von einigen Weinflaschen umkränzt. Den Hunden war der Eintritt nicht untersagt.

Als ich hereintrat, war die Debatte schon in lebhaftem Gange, wobei stets mehrere Redner zugleich auftraten. Ich schlich nach einigen stummen Händedrücken in eine Ecke und hörte zu. Viel zu verstehen war nicht, da die Redner sich gegenseitig zu überschreien suchten, was bekanntlich der Aufmerksamkeit eine schwer zu lösende Aufgabe stellt. Auch Dr. Frömel war da, aber ohne Violine.

Zwei Stunden saß ich geduldig da und hatte schon bruchstückweise einen bedeutenden Vorrat von Notizen über himmelschreiende Untaten der Regierung in mir aufgenommen, als der Lärm sich endlich etwas legte. Die Herren waren ohnehin schon vor der Zusammenkunft alle einer und derselben Meinung gewesen, so daß sie eigentlich ihre Lungen hätten schonen können; jetzt hatte jeder gesagt, was er sagen wollte, und sehnte sich, wie es schien, nach Ruhe. Da stand zum Schluß einer der Herrn auf — Namen nenne ich nicht — und sagte mit einer von der Wichtigkeit des Moments bewegten Miene:

„Meine Freunde, vergegenwärtigen wir uns das Endergebnis unsrer Debatte. Sind wir entschlossen, unser armes Vaterland einer besseren Zukunft entgegenzuführen?“

„Ja“, tönte es von allen Seiten.

„Muß, um den Anfang zu machen, der regierende Fürst, Michel Sturdza, des Thrones der Moldau für verlustig erklärt und aus dem Lande verwiesen werden?“

Wieder allgemeine Zustimmung.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem patriotischen Entschluß und erinnere Sie nur noch, daß Sie sich sämtlich bereit erklärt haben, Ihre Bauern zu bewaffnen, sich auf einem bestimmten Punkte, etwa hier im Gebirge, mit Ihren Abteilungen zu versammeln und nach Wahl

eines Anführers nach Jassy zu marschieren. Bestätigen Sie Ihre Verpflichtung mit einem Ja."

Ich konnte beobachten, daß bei diesen letzten Worten sich nicht auf einem jeden Gesicht eine heiße Kampflust offenbarte. Es wurden sogar hier und da schnell geflüsterte Zwiegespräche bemerkbar, und es kam mir vor, als liefe die allgemeine Bewaffnung Gefahr, nicht einstimmig adoptiert zu werden. Aber die Pause dauerte nicht lange, die Einstimmigkeit kam richtig zu Tage, wenn auch das dritte Ja weniger enthusiastisch klang als die beiden ersten.

In gehobener Stimmung wurde die Sitzung geschlossen, und man griff zum Käse, der sich aber glücklicherweise nur als Vorspiel einer reichlicheren Speisung der Hungrigen erwies. Es war in der Zwischenzeit alles geschehen, um der Gastfreundschaft des Hauses Ehre zu machen, und die Weine waren gut. Ich wohnte dem Mahle bei, auf dem es sehr lärmend herging. Alle die Herrn, auch die älteren, waren rührend in den Ausdrücken ihres Patriotismus; mit nassen Augen und zitternden Händen wurde das Champagnerglas zu den Lippen geführt, wenn es galt, auf die Zukunft der teuren Heimat zu trinken. Der glühende Enthusiasmus für die gute Sache steckte mich an; es war mir, als müßte gelingen, was beschlossen worden, und ich trank mir in moldauischem Wein einen kleinen Rausch an. Bei Tisch wurde nur noch bestimmt, in drei Wochen sollten die Heerscharen des Vaterlandes versammelt sein in der Umgegend von B., und bald rollte ein Wagen nach dem andren in die warme, duftende Mainacht hinaus.

Gar sonderbar war mir zumute, als ich am folgenden Morgen die Augen öffnete. Was am gestrigen Tage geschehn, kam mir vor wie ein Traum; eine Handvoll Leute hatten sich vorgenommen, die unter russischem Schutz stehende Moldau zu regenerieren — mit Hilfe undisziplinierter Haufen, bei denen es noch sehr fraglich war, ob sie überhaupt einwilligen würden, Haus und Hof zu verlassen, um vielleicht den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu sterben. Eine gewisse Unruhe bemächtigte sich meiner; wurde die Sache ernst, so konnte ich mich darauf gefaßt machen, daß das Sprichwort: mitgefangen, mitgehangen, in unangenehmer Weise auf meine unschuldige Persönlichkeit Anwendung finden würde, obgleich ich durchaus nicht handelnd und die Stadt Jassy stürmend aufzutreten gesonnen war. Aber dabei war nun weiter nichts zu tun, und ich beschloß, die Entwicklung der Dinge in aller Ruhe abzuwarten.

Für die Mobilmachung war die Zeit sehr kurz bemessen: die Streiter sollten, wie schon gesagt, in drei Wochen kampfbereit sein. Ich unterließ es, mich nach den Fortschritten zu erkundigen, konnte aber das Eintreffen und Abgehen von einzelnen Reitern aus meinen Fenstern beobachten; manches unglückliche Pferd mag in dieser Zeit im Kurierdienst sein Leben gelassen haben. Es wurde viel Pulver verschossen;

auf einem Hügel, dem Hause gegenüber, war ein Schießstand mit Scheiben zur Einübung der Unerfahrenen errichtet worden, und kriegerisch knallte es von früh bis spät zu uns herüber.

Die festgesetzten drei Wochen schwanden schnell dahin, die Entscheidung nahte. Jeden Augenblick konnten die bewaffneten Abteilungen in unsrer Nachbarschaft eintreffen. — Und grade der Tag, an welchem der Termin ablief, gestaltete sich so dramatisch, daß der Berichterstatter in den Verdacht geraten könnte, die Begebenheiten willkürlich geordnet zu haben. Ich kann Ihnen aber die Versicherung geben, daß ich gewissenhaft dem historischen Hergang treu bleibe.

Die kühne revolutionäre Bewegung in B. war dem regierenden Fürsten kein Geheimnis geblieben; die übertriebensten Gerüchte waren ihm zu Ohren gekommen, ein bewaffnetes Heer liege in der Umgegend, Zuzüge von Polen seien erwartet und dergleichen mehr, wobei der oben erwähnte Schießstand als stark armierte Batterie figurierte. Der Fürst Michel Sturdza kannte das Land zu gut, um ohne weiteres alles zu glauben, und hatte den Präfekten des Kreises Piatra, zu welchem das Gut gehörte, befohlen, sich persönlich an Ort und Stelle von der Lage der Dinge zu überzeugen. Und dieser Präfekt, übrigens ein guter Freund des Hauses, muß grade in den Frühstunden des Tages ankommen, an dem unsre Krieger eintreffen sollten! Die Regierung soll in seiner Person Zeuge von der Entwicklung der Kräfte sein, mit denen man ihr zu Leibe gehen will. Wo blieb das Geheimnis, wenn ein offizieller Bericht in den Händen des Fürsten war?

Der Präfekt trat, die rotberänderte Mütze in der Hand, ruhig in den Salon und tat, als bemerkte er die Befangenheit unsrer Damen nicht, die, von allem unterrichtet, sich Mühe gaben, in den üblichen Konversationston zu fallen. Dulutschets und Wasser wurden gereicht, dann türkischer Kaffee, und es ging endlich ganz hübsch mit der Unterhaltung. Nach längerer Zeit erwähnte der Gast des ihm höheren Orts gegebenen Auftrags, lachte über die lügenhafte Berichte und die Batterie, deren wahre Bestimmung er schon im Vorbeifahren erraten hatte, und sprach eben seine Überzeugung aus, es könne in diesem Hause nichts Gesetzwidriges geschehen, als plötzlich — —

Zwei Schüsse in der Ferne. Gleich darauf mehrere nähere. Dann das Getrappel zahlreicher Pferde. Endlich ein vielstimmig gebrülltes Hurra vor den Fenstern.

Die Gesellschaft im Salon erhob sich schnell und eilte hinaus; der Präfekt folgte — und erblaßte bei dem Anblick, der sich ihm darbot! In zwei Linien hatten sich etwa 25 Reiter aufgestellt. Es waren die Waldhüter von dem Gute tief in den Karpaten, nebst einigen sonstigen Freunden von kriegerischen Abenteuern.

Die Leute nahmen sich sehr malerisch aus auf ihren kleinen, aber feurigen Pferden, die hohen, auf eine Seite fallenden schwarzen Schaf-

fellmützen tief in die Stirn gezogen, in braunen Bauernkitteln, von sehr breiten Ledergürteln zusammengehalten, in denen Messer und Pfeife steckten, bei einigen sogar echte Pistolen. Jeder trug, über die Schulter gehängt, ein Gewehr von ungewöhnlicher Länge, aus dessen Pfanne ein Stück Hasenfell herauslugte, welches das Pulver vor Feuchtigkeit zu bewahren bestimmt war. Fast durchgehends schöne, schlank gewachsene Männer, denen die Kampflust aus den Augen sprach. Die leibhaftige Kavallerie. Derjenige meiner Schwäger, der das Gut da oben bewirtschaftete, ein auffallend hübscher und eleganter junger Mann, hielt vor der Fronte, zwischen seinem polnischen Verwalter und einem Brennerei-Schreiber. Er stieg vom Pferde, als die Damen aus dem Hause traten, und lüftete seinen, mit einer Spielhahnfeder kokett geschmückten Filzhut; keine Spur von Bewegung war in seinen Zügen zu bemerken, als er den Präfekten erblickte. Er trat unbefangen auf denselben zu, drückte seine Freude über die eigentlich doch sehr störende Begegnung aus und bedauerte, auf seine zahlreichen Begleiter deutend, der Räuberbanden im Gebirge wegen nicht ohne Schutz seinen Bruder in B. besuchen zu können. Der Präfekt verbeugte sich schweigend; er sah aus, als sei ihm seine Courage plötzlich abhanden gekommen, obgleich die gehörten Versicherungen so beruhigend klangen.

Ganz ungerechtfertigt war übrigens der Anfall von Mutlosigkeit des Herrn Präfekten durchaus nicht. Er mochte wohl auf den ersten Blick erkannt haben, daß die Räubergeschichte meines Schwagers nichts war als eine plötzliche Eingebung seines Humors, und befürchten, als Geisel in die Berge geschleppt zu werden. Denn wenn der Anführer offenbar nichts Böses gegen ihn im Schilde führte, so war das Fähnlein Reiter in einer Stimmung, die das Aufrechterhalten der Disziplin sehr fraglich erscheinen ließ. Vor dem Abzug von Hause waren viele Schnäpse verteilt worden, um den Patriotismus der Leute zu erwecken; auf dem Wege hatte man in einer einsamen Schenke noch mehr von dem köstlichen Naß in die durstigen Kehlen gegossen, und eine bedenkliche Gärung hatte sich der mehr als halb Betrunkenen bemächtigt, als die Gegenwart des Präfekten in den lärmenden Reihen bekannt geworden. Man hatte sie ja gegen die Regierung geführt, hier lieferte der Zufall ihnen einen Repräsentanten derselben in die Hände, machen wir mit ihm den Anfang!

Der stark benebelte Brennerei-Schreiber wandte sich an meine Frau mit der Bitte um Erlaubnis, den Regierungsbeamten niederschießen zu dürfen, und hätte Dr. Frömel ihm nicht liebevoll zugerufen: „Will der Esel wohl ruhig sein“, so wäre vielleicht ein Unglück geschehen. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß der Präfekt sehr bald in den Wagen stieg und sich eiligst aus dem Staube machte.

Die Truppe erhielt nun den Befehl, sich in ein nah gelegenes Wäldchen zurückzuziehen, um dort zu biwakieren. „Sie sollen sich mit den

andren vereinigen“, fügte mein Schwager hinzu. Mit welchen andren? Mit den übrigen Abteilungen des Heeres, die heute eingetroffen sind. Da ergab sich, woran mein zweiter Schwager noch nicht gedacht hatte: es war noch niemand eingetroffen, nicht ein Reiter, nicht ein Infanterist! Warten wir, sie kommen heute gewiß. Späher wurden ausgesandt — aber in keiner Richtung zeigte sich die Staubwolke der heraneilenden Krieger. Es wurde später Abend, und niemand kam.

Doch, es kam jemand. Wir wollten uns nach dem aufregenden Tage eben zu Bett legen, als ein Wagen mit acht Postpferden in den Hof raste. Ein bleicher junger Mann stürzte ins Haus und warf sich erschöpft auf einen Diwan. Ich hatte ihn schon an jenem Freitag gesehn, er gehörte zu jenen, die kräftig „Ja“ gesagt hatten. Seine Erzählung nach wieder erlangtem Atem war kurz, aber erschütternd. Auch in Jassy hatte sich ein Kreis von Verschworenen gebildet, ähnlich dem unsrigen, ebenfalls mit kriegerischen Absichten und Thronentsetzungs-Gedanken. Die Sache war dem Fürsten Sturdza verraten worden; Soldaten hatten gestern vor Sonnenaufgang die Türen der jungen Leute mit Kolbenstößen eingeschlagen, die Anführer gebunden und in Postfuhrwerke geworfen, und sie befanden sich jetzt fast alle auf dem Wege nach Rutschuk, wo sie einem Pascha als Gefangene übergeben werden sollten.⁶⁾

Eine solche Handlungsweise der Regierung einer harmlosen, von einer Handvoll junger Leute flüchtig geplanten Revolution gegenüber mußte die Gemüter bis auf das Äußerste aufregen; die Blüte des Landes wie Verbrecher behandeln — durfte der Fürst das? Im ersten Augenblick schien alles zu den Waffen greifen zu wollen, aber der Gewalt mit einem Häuflein undisziplinierter Bauern entgegentreten, grenzte gradezu an Wahnsinn, und mit blutendem Herzen mußte die Befreiung der Gefährten aufgegeben werden!

Keiner der Zuhörer fragte den Erzähler, warum er nicht versprochenmaßen seine bewaffnete Abteilung hergeführt; es verstand sich gleichsam von selbst, daß von dergleichen jetzt nicht mehr die Rede sein konnte. „Wie sich aus der Affäre ziehen“, war noch die Frage, die jeder Beteiligte ganz still in Erwägung zog — und mir selbst klang immer das vermaledeite „mitgefangen, mitgehungen“ in den Ohren. Die Nacht verging schlaflos, der Morgen gebar noch keinen Entschluß.

Der Tag führte noch verschiedene Gäste nach B., sämtlich mit den niederschlagendsten Nachrichten. Da unterdes auch der Bericht des Präfekten in Jassy eingetroffen sein mußte, so drängte sich ein Gedanke immer überzeugender in unsre eingeschüchterten Seelen: jetzt kommt die Reihe an uns; die rücksichtslose Soldateska wird heute oder

⁶⁾ 13 junge Leute wurden in Richtung Galați transportiert, darunter der spätere Fürst *Al. I. Cuza*. Sie konnten jedoch fliehen, bevor sie die Donau erreichten.

morgen die Solidität ihrer Kolben an unsren Türen erproben. Diese Befürchtung wurde bald durch einen neuen Besuch gerechtfertigt — der zugleich den Humor der Lage wieder in seine Rechte einsetzte.

Wir hatten eben versucht zu essen, was der Magen bei seiner Teilnahme an unsrem Schicksal in sich aufzunehmen geneigt war, als ein Wagen vor die Tür rollte. Und herein zu uns stürzte mit glühenden Wangen und einer sehr gewagten Toilette — eine Cousine des Hauses [*Maria Cantacuzino*]. Ohne die Herrn und Damen auch nur zu begrüßen, begann sie in abgebrochenen Sätzen eine feurige Schilderung der Vorgänge in Jassy und ging allmählich in einen elegischen Ton über: „— und keine Hand hat sich gerührt, um unsre jungen Leute zu verteidigen“, lispelte sie, „niemand hat Mut gezeigt als ich — ich allein — ein schwaches Weib“ —

Wir drangen in sie, uns nichts zu verschweigen, und sie fuhr nach einigem Zögern fort: „Der Fürst Sturdza ist die Quelle unsres Unglücks — ich hatte beschlossen, ihn zu töten, und fuhr in den Garten von Sokola⁷⁾, wo er täglich lustwandelt, der Elende, — mit einer geladenen Pistole setzte ich mich auf eine Bank und wartete“ —

„Ist er tot?“ rief einer aus dem Kreise.

„Nein. Ich wartete vergebens. Er kam nicht, der Mörder unsres Glücks“ — unter anderen Verhältnissen hätten wir wahrscheinlich alle laut aufgelacht, so aber sahen wir die Heldin verblüfft an und schwiegen. Übrigens ließ sie uns keine Zeit, über ihren beabsichtigten Mord nachzudenken, denn wieder erhob sie die Stimme: „Jetzt zu euch, meine Vettern“, rief sie; „ihr seid kompromittiert, und der Befehl, euch den andren in Rustschuk beizugesellen, ist unterschrieben. Eine Abteilung Infanterie und fünfzig blutdürstige Arnauten⁸⁾ sind auf dem Wege zu euch, und ihr seid verloren, wenn ihr nicht schnell die nötigen Verteidigungsmaßregeln trifft — eure Frauen und Kinder sind in Gefahr — ermannt euch! Ich habe euch ein Fäßchen Pulver mitgebracht!“

Die hübsche Cousine war groß in diesem Augenblick; ich wußte gar nicht mehr, ob ich mich über sie freuen oder lachen sollte. Die von ihr übermittelten Nachrichten waren, wenn auf Wahrheit begründet, sehr bedenklicher Natur. Es wurde beratschlagt, was zu tun sei. Als friedlicher Bürger riet ich zur Flucht, wurde aber sofort überstimmt. Nein, wir sollten uns verteidigen. Schnell wurde berechnet, wieviel Kämpfer wir ins Feld führen konnten; wir waren ja sämtlich in Gefahr, folglich durfte niemand sich weigern, seine Haut zu Markte zu tragen. Zwanzig Leute wurden gezählt, die mit doppeläufigen Jagdgewehren bewaffnet werden konnten; außerdem waren 23 Pferde zu unserer Verfügung, deren Reiter zum Teil aus halbwüchsigen Jungen bestan-

⁷⁾ Stadtteil von Iași.

⁸⁾ Albanische Soldaten.

den, die aber, gut geleitet, doch dem Feinde in den Rücken fallen, den Sieg vervollständigen und die Fliehenden verfolgen sollten. Das Fähnlein aus dem Gebirge war längst wieder nach Hause geritten. Für die Nacht wurden Beobachtungsposten ausgestellt, die bei verdächtigem Geräusch Alarmschüsse abzufeuern hatten.

Ich muß gestehen, daß ich so aufgeregt war, daß ich an ein Bett nicht denken konnte. Ich erbot mich daher freiwillig, gegen Mitternacht den Wachtposten am Tor zu übernehmen, und forderte den Verwalter Tillich auf, mir Gesellschaft zu leisten. Tillich war ein beleibter, etwa 60 Jahre alter Bukowiner, mit einem Gesicht, das weniger wettergebräunt als schnapsgerötet schien. Wir nahmen an beiden Seiten des Tores auf kleinen Bänken Platz, die in Friedenszeiten den Schäkereien der Domestiken mit den Hausmägden dienten. Beide hatten wir unsre scharfgeladenen Gewehre in greifbarer Nähe angelehnt. Mein Gefährte war von beneidenswerter Kaltblütigkeit; er stopfte seine kurze Pfeife und stierte schweigend in die Dunkelheit hinaus. Endlich mochte er das Bedürfnis fühlen, mir seine Gedanken mitzuteilen. „Es kommt nich keine Katz“, sagte er; „darauf will ich das Abendmahl nehmen.“

Was konnte der gefühllose Mensch davon wissen? Und doch beruhigte mich sein blindes Vertrauen.

Ich fing an, ruhig über unsre Lage nachzudenken, und wunderte mich über das kindische Spiel, dem wir dieselbe verdankten und bei dem die jungen Leute die Finger arg verbrennen konnten. Es mußte etwas geschehn, um die Folgen abzuwenden und uns die Ruhe wiederzugeben. Während sich so eine Vorstellung an die andre reihte, entstand ein Entschluß, den ich am nächsten Morgen den Versammelten vorlegen und dann mit oder ohne ihre Einwilligung ausführen wollte. So wurde es immer stiller in mir; ich konnte lachen bei der Idee, was wohl meine einstigen diplomatischen Kollegen zu der unbequem sitzenden Gestalt in einem Hausrock und Pantoffeln gesagt hätten, die zwischen Schlafen und Wachen, die Mütze im Nacken, die strengen Pflichten des Wachtpostens vollkommen vergessen zu haben schien. Nichts regte sich; hier und da schlug eine Wachtel dem nahenden Morgen entgegen. Ich entschlief.

Als ich erwachte, war es ganz hell; die Sonne war eben im Begriff, ihr Tagewerk zu beginnen. Der alte Tillich reckte seine müden Glieder und öffnete die Augen. „Guten Morgen, Ew. Gnaden“, rief er mir heiter zu, „was habe ich Ihnen gesagt? Es kommt keine Katz.“ Dabei holte er seine Schnapsflasche hervor. „Befehlen Sie einen Schluck? Echter Slivovitz. Das bringt einen Menschen auf die Beine, auch, wenn er schon halb abgetan ist. Sie wollen nicht?“

Ich war noch wie im Traum. Was wäre geschehn, wenn die bewaffnete Macht des Tyrannen uns wirklich einen Besuch zgedacht hätte?

Und der aufgekeimte Entschluß stand wieder deutlich vor meiner Seele; war uns der nächtliche Überfall erspart geblieben, so hatte der Anmarsch der Gendarmerie am hellen Tage viel Wahrscheinlichkeit für sich; einem solchen Ungemach mußte, wenn irgend möglich, vorgebeugt werden.

Die Meinigen schliefen noch im Vertrauen auf meine Wachsamkeit, als ich in meine Wohnung trat. Aber ohne Überraschungen konnte man nicht bleiben in einer solchen Zeit — in einer Ecke meines Vorzimmers stand ganz naiv das Pulverfäßchen der Cousine, ein ansehnliches Fäßchen! Das war mir denn doch zu toll; zu der Gefahr des „Mitgehungen“ sollte sich auch die gesellen, mit meiner Lammesunschuld in die Luft gesprengt zu werden! Ich machte Lärm und ließ das Pulver an einem ziemlich entfernten Zaun niederlegen und mit Unkraut bedecken. Hasen und Rehe haben wir später damit geschossen, aber keine Sturza'schen Söldlinge.

Es dauerte lange, bis ich soweit kam, meine Schwäger und ihre Gäste aus den Betten zu holen, kaum aber waren sie versammelt, als ich ihnen folgenden Vortrag hielt: „Meine Herren, Sie haben, wie es scheint, ruhig geschlafen, während ich draußen auf der Wache stand. Auf einem harten Brette sitzend, hat der Mensch leichter einen guten Gedanken als in den Federn, und ich habe einen solchen gehabt. Wären wir in der verflossenen Nacht überfallen worden, so hätten wir keinen Sieg erfechten können; wir wären zum Teil gefangen worden, zum Teil draufgegangen. Ein solches Warten auf eine Katastrophe ist unerträglich, und ich habe, als der wenigst an den Umwälzungs-Projekten Beteiligte, beschlossen, noch in dieser Stunde nach Jassy zu fahren. Der Fürst muß mich noch heute Abend empfangen, ich werde von Ihrer Unschuld so viel Nester zusammenflicken, als möglich, um ihm die Reinheit Ihrer Absichten zu beweisen, und kann morgen Vormittag wieder zurück sein, hoffentlich mit beruhigenden Nachrichten.“

Ogleich niemand von den Herrn offen gestehen wollte, wie lebhaft sein Herz einer friedlichen Entwicklung der Sache entgegenschlug, merkte ich doch, daß mein Vorschlag keinen ernststen Widerstand hervorrufen würde. Es ertönte noch einiges über die Notwendigkeit, der Moldau ein glückliches Los zu bereiten, aber keiner der Patrioten packte meinen Arm, um mich zurückzuhalten, als ich eine halbe Stunde später in den Wagen stieg.

Man hatte mich gewarnt vor den zurückkehrenden bewaffneten Abteilungen, in denen sich unlautere Elemente befänden; das Land sei voll davon. Aber es sah überall so still und friedlich aus, daß mir der Gedanke kam, keine dieser versprochenen Abteilungen habe den Schatten des eigenen Daches verlassen, so daß auch keine wieder zurückzukehren brauchte. Nur ein einziges Mal mußte ich halten: im

Walde von Paschkany⁹⁾ traf ich ein Häuflein von etwa zwölf Männern, die mich ansprachen. Es waren gute Bekannte, die unter Führung M.'s¹⁰⁾ aus Jassy entflohen waren. Sie gingen zu Fuß, ein Karren in ihrer Mitte trug ihre Waffen und einigen Mundvorrat. Auf ihre Frage, was B. beschlossen habe, rief ich ihnen zu: Waffenstillstand! — und ließ schnell weiterfahren.

Gegen neun Uhr abends traf ich unbehelligt in der Hauptstadt ein und fuhr direkt vor das fürstliche Schloß. Der diensttuende Adjutant betrachtete überrascht meinen durchaus nicht hoffähigen Anzug; ich sprach aber so überzeugend von der Wichtigkeit der Sache, die mich hergeführt, daß er beschloß, mich zu melden. Nach wenigen Minuten stand ich vor dem Fürsten.

Der Himmel hat mir in sehr unansehnlichem Maße die Gabe verliehen, meine Rede zu improvisieren, an jenem Abend aber gelang mir die Improvisation, umso mehr, da ich auf der Reise mehrere Stunden Zeit gehabt hatte, mich vorzubereiten. Der Fürst kannte mich persönlich und empfing mich nicht unfreundlich. „Was haben Sie mir mitzuteilen?“ fragte er.

Da begann ich in einem Ton, der ihm zu Herzen dringen mußte, eine liebevolle Schilderung des idyllischen Glücks, das wir unter der väterlichen Regierung Sr. Hoheit auf dem Lande genossen hatten, wo jeder von uns bis dahin freudig seiner täglichen Arbeit nachgegangen war. Da sei plötzlich das Gerücht zu uns gedrungen, es gäbe Unzufriedene im Lande, und auch meine Schwäger seien in Verdacht, zu der Zahl derselben zu gehören. Noch mehr, es sei der Befehl ergangen, uns durch Soldaten und Arnauten aufheben zu lassen. Da habe uns die Angst gepackt für unsre Frauen und Kinder, und wir hätten uns bewaffnet, um sie zu schützen gegen die Roheit der Soldateska. „Ich selbst“, schloß ich meine Rede, „ich selbst, der ich nie in Heldentaten gemacht, habe in der Nacht mit geladenem Gewehr Wache gestanden! Hoheit, geben Sie uns die Ruhe wieder, welche die erste Bürgerpflicht ist!“

Ich hatte mich heiß gesprochen; es war mir, als verstecke sich ein Lächeln unter dem roten Bart des Fürsten. Ein Zornausbruch, mit dem er sonst sehr freigiebig war, kam nicht, aber er ließ mich doch ziemlich deutlich merken, daß meine Auseinandersetzung ihm wenig Vertrauen einflößte. „Doch ich will Gnade vor Recht gelten lassen“, fügte er hinzu; „wenn Sie mir versprechen, daß Ihre Schwäger keinen Unsinn mehr treiben werden, so sollen Sie unbelästigt bleiben, Ihre Schwäger sind meine Neffen; es würde mir leid tun, sie über die Donau schicken zu müssen.“

⁹⁾ Paşcani.

¹⁰⁾ *Costache Moruzi?*

Ich versprach alles und bekräftigte, wenn ich nicht irre, meine Worte mit einem Eid. Das konnte ich auch mit gutem Gewissen; schon seit dem Zusammentreffen des Präfekten mit der Kavallerie hatte ja die Sache einen Stoß erlitten. —

Glücklich über den Erfolg meiner Fahrt setzte ich mich schon nach wenigen Stunden wieder in den Wagen und jagte durch die Nacht den Karpaten zu. Etwa 24 Stunden hatte meine Abwesenheit gedauert; ich fand dieselbe Gesellschaft vor, die ich verlassen. Um sich den Schein zu geben, widerwillig das begonnene Unternehmen nicht weiter zu führen, wurde ich beschuldigt, die Ursache des Rückzugs zu sein; man könne doch nicht anders, als mein dem Fürsten gegebenes Versprechen respektieren. Die Frauen waren die ersten, die mir dankten und ihre Freude an den Tag legten — die heldenmütige Cousine ausgenommen, die mich noch lange schnöde behandelte.

Ungeachtet der beruhigenden Versicherungen des regierenden Fürsten hatten die oben geschilderten Hergänge doch noch ein kurzes Nachspiel.

Meine Geschäfte und sonstige unwesentliche Verhältnisse hatten mich bewogen, im Herbst B. zu verlassen und eine Wohnung in dem Städtchen [Tirgu-Neamt] zu beziehen, das uns unsere Lebensmittel lieferte und mit raschen Pferden in einer Stunde zu erreichen war. Dort lebte ich still und ruhig mit meiner Familie in regem Umgang mit den Verwandten. Gemeinschaftliche Jagden wurden häufig unternommen, bis tief in das Gebirge hinein. So erhielt ich auch an einem Dezembertage die Aufforderung, mich um acht Uhr früh auf halbem Wege in einer Schenke einzufinden, von wo der Zug der Jäger weitergehen sollte. — Ich kam pünktlich an den Ort des Stelldicheins, aber von den übrigen Herrn war niemand da. Nach kurzem Warten beschloß ich weiter bis B. zu fahren und die Säumenden aus den Betten zu holen, wenn sie noch darin lagen, was mir wahrscheinlich schien.

Ahnungslos kam ich an das Tor mit den zwei Bänken, auf denen ich mit dem Verwalter Tillich auf den Feind gelauert — siehe, da erhoben sich zwei bärtige Donsche Kosaken und wehrten mir mit ihren Piken den Eingang! Unsre Revolution war so vollständig vergessen, daß ich mir die Gegenwart der rauhen Krieger des Nordens durchaus nicht erklären konnte. Nach langem Zwiegespräch bewog ich einen der Kosaken, mir von dem Anführer die Erlaubnis zu erwirken, bis in das Haus vorzudringen.

Da wurde mir bald alles klar. Der Fürst Sturdza hatte sich doch den kleinen Spaß nicht versagen können, die Vorgänge in B. in möglichst pikant ausgeschmückter Weise der russischen Regierung zu schildern, die dazu nicht schweigen konnte, eine Untersuchung mußte angeordnet werden. Infolgedessen fand ich den Gendarmerie-Obrist Filow mit einem Dutzend Steppenreiter vor.

Vergleicht man diesen Text mit *Kotzebues* Büchern über die Moldau, so fällt auf, daß wenigstens die ersten Seiten des Manuskripts (ebenso wie auch der oben zitierte Brief an *Alecsandri*) in einem anderen Ton gehalten sind als seine Publikationen. In „Laskar Vioresku“ und „Aus der Moldau“ hatte der Autor die um 1850 im Fürstentum Moldau herrschenden Mißstände nur angedeutet. Das war umso erstaunlicher, als er gerade in dem oppositionellen Kreis der jungen Moldauer verkehrte. Er selbst hatte doch erlebt, wie *Alecsandri* und andere ins Exil flüchten mußten. *Kotzebue* schwieg zu den Ereignissen. Nahm er Rücksicht auf seine diplomatische Karriere, auf die Tätigkeit seines Bruders *Karl*? In dem Manuskript nun spricht er endlich von der „rohen Willkür“ der Regierung und den „schreienden Mißbräuchen“ der Bojarengewalt. Damit zeigt sich, daß der Schriftsteller die Situation der Moldauer um 1850 doch etwas kritischer sah, als er in seinen Veröffentlichungen zugab. Wie sehr allerdings seine Kritik an der Oberfläche bleibt, wird aus dem Manuskript ebenfalls deutlich.

Der Text gibt ferner manche neue Auskunft über die Aktivität der Brüder *Léon* und *Gheorghe Cantacuzino* im Jahre 1848. Sehr richtig beschreibt *Kotzebue*, welche Aufregung und welchen Enthusiasmus die Nachricht von der Pariser Februarrevolution bei einigen Rumänen auslöste. Auch wenn er dem Kreis um *Léon* und *Gheorghe Cantacuzino* die Fähigkeit abspricht, eine Revolution zu organisieren, mag er wohl treffend urteilen, und ebenso richtig ist seine Ansicht, daß für einen größeren Aufstand jede Basis im Volk gefehlt hätte. Ob *Kotzebue* dadurch, daß er beim Fürsten seinen Einfluß als Bruder des russischen Konsuls nutzte, tatsächlich Unheil von der Familie *Cantacuzino* abwendete, läßt sich schwer entscheiden. Recht amüsant ist der Auftritt von *Maria Cantacuzino*, der zeitweiligen Freundin *Alecsandris* und einer der bekanntesten Frauen in Iaşi, die natürlich für den biedereren *Kotzebue* wenig Sympathie zeigte.

Am auffallendsten aber ist, wie sehr der hier veröffentlichte Text in Widerspruch zur rumänischen Geschichtsschreibung steht, die das Gut Bălăteşti stets als ein Unruhezentrum im Jahre 1848 nennt. Als Beispiel ein Zitat aus der „Istoria României“, Bd. IV, Bukarest 1964, S. 58: „Die bedeutendsten Zentren der Bewegung befanden sich auf dem Gut Grozeşti (Region Bacău) von D. Cantacuzino und in Hangu und Bălăteşti (Region Neamţ), den Gütern der Brüder Gh. und Gr.¹¹⁾ Cantacuzino. Mit Unterstützung dieser drei Cantacuzino organisierten sich unter der Trikolore zwei Truppenfähnlein von je 250 gut bewaffneten Reitern und 1000 Leute zu Fuß . . .“

Kotzebue nennt ganz andere Zahlen, wobei er vielleicht bewußt untertreibt. Sein Bericht ist nur aus der Erinnerung niedergeschrieben.

¹¹⁾ Richtig ist: *Léon Cantacuzino*.

Und nichts spricht dafür, daß der streng konservative *Kotzebue* die Ereignisse objektiv und treffend darstellt. Eher ist das Gegenteil der Fall. Hier wird die Revolution sozusagen vom Salon aus, und nicht ohne Bosheit, betrachtet. Die betont naive Haltung des Erzählers, die *Kotzebue* auch in anderen Werken einnimmt, ist in diesem Manuskript kein literarischer Kunstgriff, sondern der Autor scheint wirklich die Dinge nur oberflächlich gesehen zu haben. Daß er den Fürsten *Sturdza* fast als nachsichtigen Landesvater beschreibt und ihm nur Jähzorn vorzuwerfen hat, ist stark. Wie anders lesen sich die zeitgenössischen Berichte der Rumänen! Aber *Kotzebues* Text kann nicht in jedem Detail falsch sein, und mancher Historiker wird seine Darstellung anhand des Manuskripts vervollständigen müssen.